

ANDRÉ SEELMANN
ABENTEUER IM KAFFEEHAUS

Feuilletons aus dem »Umblätterer«
2007 - 2015

Mit einem Vorwort von
Frank Fischer

Herausgegeben von Frank Fischer,
Andreas Vogel und Joseph Wälzholz

Im Anhang enthalten ist
ein Briefwechsel mit
David Woodard



Verlag Ille & Riemer
2017

Schriften des Umblätters
Hrsg. vom Consortium Feuilletonorum Insaniaeque
Band 1

VERLAG ILLE & RIEMER

Leipzig - Weissenfels

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung, Standbildsilhouette des Autors,
Satz und Layout: Andreas Vogel

ISBN: 978-3-95420-018-4

Veröffentlicht unter der
Creative Commons-Lizenz BY 4.0

Inhalt

Vorwort.....	7
2007	13
2008	45
2009	127
2010	177
2011	208
2012	228
2013	244
2014	264
2015	273
Anhang	278

Vorwort

Die Ungenauigkeit von Kaffeehausgesprächen

Guten Tag, ich bin Frank Fischer und gab oder gebe das Kultur- und Freizeitjournal »Der Umblätterer« heraus. Dieses Vorwort gilt einer Auswahl von Texten, die André Seelmann zwischen 2007 und 2015 als Kulturkorrespondent dieses Journals geschrieben hat.

Wenn man diese Texte nun am Stück liest, verfestigt sich der Eindruck, dass in diesen Jahren nichts interessanter war als Zeitungen lesen, in Museen gehen oder US-amerikanische TV-Serien sehen.

Es geht im Mai 2007 gleich damit los, dass die Printausgabe des »Spiegels« zeitweise sehr verspätet in London eintrifft. Was man als halbwegs zornige Beschwerde eines langjährigen Stammlesers missverstehen könnte, wird aber durch ein etwas überraschendes Wort gebrochen: Steht da wirklich zwei Mal »Kioskl«?

Ich habe dieses pseudosüddeutsche Einsprengsel immer als entfernte Erinnerung daran gelesen, wie Rainald Goetz manchmal »Netzl« schrieb statt »Internet«. Letztlich muss der »Kioskl« als wunderbares Stilmittel jedoch unverstanden bleiben, unser Kulturkorrespondent schreibt einfach weiter und hat schon nach kaum zwei Wochen seine perfekte Berichterstattungsform gefunden. Es sind dann immer so ungefähr e-mail-lange Texte, die davon handeln, wie ästhetische Artefakte in den Ablauf eines Tages hineinschießen.

Der wichtigste Verbündete ist dabei in den ersten anderthalb Jahren der Zeitungsverkäufer, »the best newsagent«. Er wird später durch einen anderen Sidekick ersetzt, den Buchladenwahn-sinnigen Richard Deiss, der damals mit seinem Buchladometer durch die Welt tourte und sich manchmal dabei beobachten ließ. Doch die eigentliche Story ist die immer wieder aktualisierte Beantwortung dieser Fragen: Was gab es in der Zeitung zu lesen und im WWW? Was haben die Museen gezeigt? Man trifft beim Lesen auf eine Persona, deren Biografie fast austauschbar zu sein scheint, Privat- und Berufsleben sind komplett ausgeblendet, auch wenn sie einige der Ortswechsel herbeigeführt haben und dadurch natürlich mit an den Texten schrieben.

Es gehörte damals tatsächlich zu den erstrebenswertesten Dingen, immer und überall die Feuilletons zu lesen, Betrachtung des Betrachtbaren, unseren Roman der Gegenwart. Die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung war unser wöchentliches Florenz. Seit es sie ab Ende 2001 gab, litten wir alle jahrelang immer wieder sonntags am Stendhal-Syndrom, einem schwer auszuhalten- den feuilletonistischen Funkeln, der erzählten Schönheit unserer Gumbrecht'schen breiten Gegenwart. Das Lesen von Romanen in Buchform kam noch vor, ja, aber nahm auch in dem Maß ab, in dem wir in der FAS jede Woche neu den Bestsellerroman der Gegenwart lasen, jeweils mit einer Auflage von mehreren hunderttausend Exemplaren.

Wir spielten vielleicht ein bisschen ein immer ferneres Jahr- hundert nach, wenn wir dann in Leipzig im »Telegraph« oder später im »Cantona« saßen und diese ganzen Feuilletonistas feierten. Wir wollten die aber auf keinen Fall stilistisch reproduzieren, wenn wir über sie schrieben. Sondern wir wollten genau die Ungenauigkeit von Kaffeehausgesprächen in unsere Texte hineinhaben. Bevor man etwas erklären musste, damit jemand ohne Vorwissen oder Internet auch ja alles versteht, lieber ein pindari- scher Sprung zum nächsten Thema.

Das wird zum Beispiel durch die berühmten Floskeln der Pseudokritik angezeigt, diese bestimmte Art von Fernsehzei- tungsadjektiven, die in den Texten auftauchen, wenn irgendwas angeblich »beeindruckend« ist oder so. Bei solchen Einschätzun- gen hallt stets ein ziemliches Gelächter mit durch die Texte, weil man mit solchen nichtigen Wörtern immer noch sehr gut Dinge wegsortieren kann. Das stimmt natürlich auch für die Stellen, wo satzweise wieder das Alleswiserische der alten Feuilletonschu- le praktiziert wird und in diesen schrecklichen Reiseführerton kippt: wenn zum Beispiel vom babylonischen König Belshazzar die Rede ist, »so wie ihn Rembrandt in einem seiner berühmtes- ten Gemälde darstellte«.

André Seelmann, Kampfname Dique oder Dickens, lebte seit 2003 in London, danach in Hamburg, dann in Barcelona und dann in São Paulo (nicht gleichzeitig, wie irgendwelche Autoren oder Autorinnen, sondern natürlich nacheinander, wie jeder nor- male Mensch). Und sein Themenkarussell ging so: italienische Renaissancemalerei, aber auch Neue Sachlichkeit und Aeropittura, Wohl und Wehe des Goldkurses, Opern und klassische Kon- zerte, Autoren wie Perutz, Borges, Lovecraft, Fontane, Hamsun, Jünger, Arno Schmidt, Journalisten (vor allem Johanna Adorján und Peter Richter, und überhaupt die FAS-Autoren dieser Jahre), Brian Sewell und dessen Kolumne im »Evening Standard«, im- mer wieder Vasari-Anekdoten, amerikanische Serien: »Seinfeld«, »Curb Your Enthusiasm«, »Lost«, Death Metal aus den 80ern und 90ern.

Und das alles eben verbunden durch pindarische Sprün- ge, »Slayer und Caravaggio«. So im Nachhinein fällt auf, dass da schon ein ziemlicher Gender Bias am Werk war, aber na ja: Es gibt eben nicht so viele Renaissancekünstlerinnen oder Heavy-Metal-Frontfrauen, und wieso sind eigentlich die besten, aber politisch eher fragwürdigeren Schriftsteller immer männ- lich? Ansonsten ist das ganze Projekt ein anhaltender Hack gegen

Bourdieu und die Kunstskaala seiner »feinen Unterschiede«. Und man könnte sowieso mal über alle Texte, die im »Umblätterer« erschienen sind, eine Named Entity Recognition schicken, und der Kanon, der dann ans Licht kommt, der ist noch fest in unseren Fleischn und Bluts verankert, jederzeit abrufbar, ein affirmativer Gegenentwurf zu jeglicher Relativierung menschlicher Kulturleistungen. Das Verständnis liegt im Uneindeutigen, alles Eindeutige ist unverständlich, und das ist logischerweise ganz uneindeutig gemeint.

Ab und zu kommen in den Berichten auch die Freunde vor, der Leipziger Kontext der Jahre vor, während und nach der Jahrtausendwende: San Andreas, John Roxton, Marcuccio, Josik, Sébastien²⁰⁰⁰, Millek und ich ja auch. Bis 2007 hatten wir uns in alle verfügbaren Himmelsrichtungen verstreut, und erst jetzt mussten wir überhaupt ein Journal haben. Wir erzählten uns da eigentlich gegenseitig nur weiter unsere Erlebnisse mit unseren Romanen der Gegenwart oder irgendwelche Abenteuer im Museumscafé, jetzt eben nicht mehr mündlich, sondern tastaturgeschrieben. Und nun haben wir ihn alle überlebt, den Kunst- und Kulturdschungel der Jahre 2007 bis 2015. Wobei die meisten Erzählstränge ja weiter laufen. Nur dass statt Peter Richter jetzt Antonia Baum in der FAS schreibt, um es mal ganz verkürzt auszudrücken.

Kurz noch die notorische »editorische Notiz«: Der Band enthält tendenziell alle Texte, die André Seelmann für den »Umblätterer« geschrieben hat. Sie wurden dann alle noch mal sachte durchredigiert. Komplett weggelassen haben wir eigentlich nur die gefährlich ausführlichen Recaps zu »Lost« und »Curb Your Enthusiasm«. Im Anhang gibt es übrigens noch einen kurzen Briefwechsel mit David Woodard, der hier unverändert wiedergegeben wird. David Woodard hat dazu dankenswerterweise sein Einverständnis gegeben.

Soweit erst mal die einführenden Worte, bevor das Buch gleich ins Jahr 2007 zurückspringt. Und es steht ja am Anfang schon mal, aber da man das manchmal so macht, blicke ich noch mal von der Vorworttastatur auf und grüße vielmals alle, die mich kennen,

Frank Fischer a. k. a. Paco,
Herausgeber des »Umblätters«

Buenos Aires,
im Januar 2016



2015



»Spiegel« lesen in Detroit

Detroit, 29. Dezember 2015

Vor vielen Jahren gab es den »Spiegel« erst am Montagmorgen zu kaufen. Irgendwann gab es ihn dann an Bahnhofskiosken schon am Sonntagabend, jedoch erst ab genau 20 Uhr. Deshalb konnte man manchmal sonntags um 19:45 Uhr Reisende und/oder Wahnsinnige (im Zweifelsfall sich selbst) dabei beobachten, wie sie um eine Ausgabe bettelten.

Denn meist lagen die Stapel schon hinter dem Verkaufspersonal bereit, die aber vor 20:00:00 Uhr noch kein Exemplar ausändigen durften. »Mein Zug fährt um 19:55 Uhr«, hieß es dann, »und ich würde auf der Fahrt so gern den neuen ›Spiegel‹ lesen!« Trotz dieser mittleren bis hohen Beweggründe waren diese Versuche zwar aussichtslos, aber zukunftssträchtig!

Denn in ausgesuchten Städten gab es den »Spiegel« dann bald schon am Sonntag um die Mittagszeit. Seit Wolfgang Büchners Intermezzo als Chefredakteur haben wir uns nun an den Samstags-»Spiegel« gewöhnt (also die, die ihn noch lesen, hehe). Jemand hat gerade errechnet, dass es bei dem aktuellen Tempo der Vorverlegung nur noch ca. 13,4 Jahre dauert, bis der »Spiegel«, nach Freitag, Donnerstag etc., wieder am Montag erscheint.

Ich erwähne den »Spiegel«, weil ich noch irgendwo vor der Abreise einen gekauft habe und seit ein paar Tagen mit mir herum-

trage. Wir sind in einem Toyota Prius unterwegs. Der Prius macht beim Anlassen keinerlei Geräusch und ist das wahrscheinlich kleinste Auto hier in der Detroit Area. Bei »Hertz« am Flughafen habe ich sofort für den Prius votiert, weil Larry David in »Curb« immer einen fährt und damit immer so hochzufrieden ist. Später fragen uns tatsächlich noch Einheimische über unsere mögliche Verbindung nach L. A.

Nun, der »Spiegel« ist voller spannender Artikel und scheint mal wieder richtig gut zu sein, fristet aber ein einsames Dasein im Handschuhfach. Im Flieger las ich nur das Editorial an, sah dann einen Film und schlief ein. Ich hab ihn aber immer dabei, auch jetzt, wenn ich ins Detroit Institute of Arts gehe.

Das DIA hat eine Spitzensammlung, die wohl kaum jemand zu Gesicht bekommt. Um das majestätische, weiß strahlende Gebäude herum ist es dystopisch leer, man sieht niemanden auf der Straße an diesem Samstagnachmittag (dem Tag, an dem in Deutschland gerade der neue »Spiegel« erscheinen muss).

Jegliche Geschäftstätigkeit und überhaupt jedwede Bewegung liegt brach. Ab und an sieht man dann doch mal einen Penner mit Hoodiekapuze über dem Kopf und in einer dicken Parka gehüllt umherschleifen, und mir friert beim Aussteigen aus dem Prius fast ein Ohr ab, so eisig pfeift der Wind. Eine verschlossene Chase Manhattan Bank mit pompösem Art-Déco-Portico schmort still vor sich hin, die Woodward Avenue, die von Detroit weit nach Michigan hineinstößt und am Museum vorbeiführt, ist aufgerissen und überall sind Absperrungen, durch die ich mich schlängeln muss, nur in der Ferne sieht man das berühmte Renaissance Center in den Himmel ragen, die einzige Stelle in Downtown, die noch atmet.

Die Sammlung des DIA wurde 2013 mal auf 900 Millionen USD unterschätzt, denn man überlegte tatsächlich, die Sammlung zu verkaufen, nachdem Detroit in die Pleite geschlittert war. Das Museum hat z. B. einen der besten Bauern-Brueghels, den »Hochzeitstanz«, allein der Wert dieses Bildes liegt bei ca. 900 Millionen

oder so. Außerdem hat es einen Caravaggio, den ich gerade bestaune und von dem ich mir gerade vorstelle, dass er echt ist.

Es ist eines der Gemälde, mit dem von Caravaggio oft porträtierten Modell, Fillide Melandroni. Fillide fand den Weg in Caravaggios Pinsel auch bei der unglaublichen »Judith mit dem Kopf des Holofernes«, die heute in Rom im Palazzo Barberini hängt. Vielleicht war es sogar sie, für die Caravaggio 1606 in Rom Ranuccio Tomassoni ermordete, aber wer weiß das schon so genau, Insinuationen im Stil eines Kunstkrimis von Dan Brown oder Helmut Krausser.

Aber das große Highlight im DIA ist der Diego Rivera Court, in dem man von den berühmten »Detroit Industry Murals« umringt wird. Oben, unten, monumental und überall, Rivera. Das ist wie mit der Suppe vom »Seinfeld«-Soup-Nazi, nach dem ersten Kosten muss man sich zunächst mal kurz hinsetzen. Wie soll man das beschreiben, ein Satz fällt mir ein, den Frau Prof. Dr. Daniela Hammer-Tugendhat sehr häufig verwendet: »Das muss man wirklich sehen, das kann man sich sonst nicht vorstellen«, oder so ähnlich, zum Beispiel auch irgendwo in der Vorlesung zur »französischen Kathedrankunst der Gotik«, aber auch in der Folge zu Caravaggio und Velázquez und eben auch sonst noch ein paarmal.

Ok, nach dem Museum bin ich noch mit meinem alten Freund Tropical-Heat-Barthel verabredet, den es vor ein paar Jahren überraschenderweise hierher verschlagen hat. Ich hole ihn zu Hause ab und er kann wie alle anderen auch nicht fassen, dass ich hier mit einem Prius rumfahre. Was machen wir nun, wir fahren in die nächstgelegene Mall und gehen zu Starbucks. Als wir wieder draußen auf dem Parkplatz sind, passiert etwas, fast eine Art Zäsur. Wir laufen nämlich zum Prius, der mittlerweile zwischen zwei monströsen Ford F-150 SuperCrew Cabs steht, bei denen er ganz locker auf die Ladefläche passen würde.

Und nun: Wir steigen ein, ich will Tropical-Heat-Barthel zurück zu seiner Familie fahren und dort vielleicht noch ein biss-

chen mit allen reden, eine Einladung zum Abendessen wurde bereits ausgesprochen. Wir sitzen, ich will gerade die Fahrertür ins Auto ziehen – da fällt mir ein, dass ich den »Spiegel« im Starbucks vergessen habe.

Und was jetzt so in meinem Kopf losgeht: 10 Jahre, 20 Jahre, 25 Jahre »Spiegel«-Lektüre, Augstein und Aust, nicht namentlich gekennzeichnete Riesenartikel, die Achterbahnfahrt des Kulturteils, diese komische Leserbriefauswahl immer, der ganz und gar behämmerte »Hohlspiegel« usw. usw., all das kam mir plötzlich so unfassbar vor. Ich muss natürlich zurück in die Mall und den »Spiegel« holen, das Papier, das Objekt, heute später am Abend oder morgen oder in zwei Wochen würde ich diese glänzenden Seiten in Händen halten und »Spiegel« lesen, unterwegs, in der Bahn, im Café, im großen Irgendwo. Aber man kann die Artikel ja auch im Netz lesen, irgendjemand schickt auch immer mal einen PDF-Auszug vorbei usw., und will ich jetzt der Typ sein, der in diese dann ja doch irgendwie schreckliche Mall zurück geht, um einen liegengelassenen Print-»Spiegel« zu holen?

Hin- und hergerissen, es ist wirklich auch kognitiv anstrengend, ich forme schon Sätze, »äh, ich muss leider noch mal kurz in den Starbucks«, was insgesamt locker viereinhalb Minuten dauern würde, und der Freund hier allein im Auto, eingequetscht zwischen zwei Ford-Supertankern, die ihm das Licht rauben, vielleicht insgesamt trotzdem kein Problem, keine große Sache, viereinhalb Minuten, aber so ein sinnloses Detachment kann ja auch einen ganzen Abend verderben. Print-»Spiegel«! Wohin ziehst du mich, / Fülle meines Herzens, / Print-»Spiegel«! / Welche Wälder, welche Klüfte / Durchstreif ich mit fremdem Mut! Eine Horaz-Nachdichtung von Novalis, so was fällt mir jetzt ein, und ich weiß nicht, was ich tun soll, ich muss dich holen gehen, ich muss, natürlich, und ich werde.

